



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2010

Literatur: Pioniere oder Nachahmer?

Riatsch, C

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-43279>
Journal Article

Originally published at:

Riatsch, C (2010). Literatur: Pioniere oder Nachahmer? Magazin piz, (40):34-36.



Literatur: Pioniere oder Nachahmer?



Wie steht es mit den Pionieren der romanischen Literatur? Kann man «Churwelsch» überhaupt schreiben und taugt es für eine Bibelübersetzung? Kann eine Sprache nur mit Originaltexten überleben? Wenn ja: wie «original» sind diese eigentlich?

Text: Clà Riatsch
Fotos: Kirill Golovchenko

Wo jeder Wechsel ins Nebenbüro als «neue Herausforderung» gefeiert wird, ist auch der Begriff des Pioniers inflationär geworden. Strahlende Pioniere stellen sich täglich der ultimativen Challenge und verzücken uns umgehend mit gewaltigen Innovationen. Selbst die romanische Literatur, noch vor kurzem in Verdacht, «verspätet» zu sein, bringt auf einmal absolut neue Texte hervor, die alle das letzte Tabu brechen. Wer von diesem Feiern genug hat, kann sich zur Abkühlung nach historischen Pionieren umsehen, auch ohne diese gleich für die eigentlichen und einzigen zu halten und die ersten mit den grössten zu verwechseln.

Am Anfang war Polemik

Der erste bedeutende romanische Text stammt vom Politiker und Reformator Gian Travers, der von 1523 bis 1527 Bündner Statthalter im Veltlin war. Nach einer erfolglosen Mission zum «Medeghin» (dem Mailänder Herzog Gian Giacomo dei Medici) werden Travers und seine Begleiter vom Kastellan von Musso («Müs») abgefangen und eingesperrt. Im Bergell hat ein Spötter über diese wenig ruhmvolle Episode ein «schändliches Lied» verfasst, eine «svargugnusa chianzun», die Travers der-

art ärgert, dass er zur Feder greift, um sich zu verteidigen. Das Ergebnis ist die *Chianzun dalla guerra dagl Chiaste da Müs* von 1527. Darin blitzt nicht selten die Verve des Beleidigten auf, der sich trotz allem Rechtfertigungszwang auch zu ironischen Sprachspielen hinreissen lässt. Eines davon legt er dem Kastellan in den Mund, der, vom Namen «Travers» inspiriert, den Engadiner mit einem Wortspiel begrüsst. Er wolle verhindern, dass Travers seinen Weg weiterhin traversiere:

Johan Travers, traversô taunt m hest tü
Ch'EAU nun vöelg tü 'm traversast plü!

Johann Travers, so häufig bist du mir in die Quere gekommen,
Dass ich nicht will, dass du meinen Weg nochmals traversierst!

Ein Glück für uns, dass Travers dieses Lied in Putèr und nicht in Latein, Italienisch oder Deutsch verfasst hat. Was ihn dazu bringt, ist wohl weniger Pioniergeist oder der Wille, seine Muttersprache zu pflegen, als schiere Notwendigkeit. Wer sich verteidigt, muss sicher sein, dass er von denjenigen, die er überzeugen will, auch verstanden wird. So wird politische, wenig später religi-

öse Polemik zum Anlass romanischen Schreibens, das allerdings von Anfang an unter dem Einfluss anderssprachiger Vorbilder steht.¹

«Churwelsch schryben»

Die Orientierung der «churwälschen Täler» nach Norden, deutschsprachige Amtsträger, das Vordringen des Alemannischen, die Einwanderung der Walser, die dialektale Aufsplitterung und das fehlende Zentrum: Als das Latein in der frühen Neuzeit als Schriftsprache abgelöst wird, hat das Romanische schlechte Karten. Das Fehlen einer Schrifttradition ist so evident, dass der Glarner Aegidius Tschudi (1505–1572) in seiner *Uralte warhafftig Alpisch Rhetia* von 1538 sogar wissen will, «dass man Churwelsch nit schryben kann». Solche Unkenrufe hört auch der Samedaner Notar Jachiam Bifrun (1506–1572), der sich mit seiner Übersetzung des Neuen Testaments von 1560 offensichtlich weit vorwagt. Die Bedenken und Einwände gegen sein *L'g Nuof Sainc Testamaint* klingen ihm so sehr in den Ohren, dass er sie minutiös auflistet: Wenn man Romanisch schreiben könnte, hätten's die weisen Alten längst getan. Er, Bifrun, hätte nicht die richtige Schreibart gefunden, das Romanische sei viel zu eng und mangelhaft, «strêt & amanchianthûs», um eine Übersetzung der frohen Botschaft zu ermöglichen, die Romanen hätten jetzt weniger Grund, Latein und Deutsch zu lernen, und blieben ein ungehobeltes Volk, «grusêra lieud». Ein Chor von Nörglern, ein gewaltiger Arbeitsaufwand, unvorstellbare typografische Schwierigkeiten und ruinöse Kosten: Es brauchte den missionarischen Eifer und die Ausdauer eines Besessenen, um das Werk zu vollenden.

Ein romanischer Luther?

Die Argumente der Nörgler lässt Bifrun im Vorwort nicht unwidersprochen stehen. Über die Weisheit der Alten wisse er nicht viel, dass man Romanisch nicht schreiben könne, will ihm, aufgrund eines rührenden

Gegenarguments, nicht einleuchten: Deutsch, Französisch und andere Sprachen, die schwieriger und mühsamer sind als unsere, «languax plü grêfs & plü fadius co l'g nos», könne man ja auch schreiben! Zur Kritik an seiner «Art zu schreiben» – ein Dauerbrenner romanischer Polemik bis auf den heutigen Tag – bemerkt Bifrun lakonisch, er hätte sich nicht geschämt, bei Vorgängern eine bessere zu lernen, wenn's diese Vorgänger gäbe. Dass die «Enge» des Romanischen eine Übersetzung verhindere, will er ebenfalls nicht glauben: Jede Sprache kann alles sagen, keine kann eine andere vollständig wiedergeben. Ein Volltreffer. Dem Einwand, niemand lerne mehr Fremdsprachen, wenn's eine romanische Bibel gebe, begegnet er mit einer Polemik gegen die affektierte Sprachmischung der Elite. Ignoranten sind das, die so viel Latein und Deutsch in ihr Romanisch einflechten, dass sie vom Volk nicht verstanden werden, «chels impastrüglan aint ù Latin ù Tudaisthck da sort chels nu uignen inclihs delg poeuel». Sie sollen besser ihre eigene Sprache lernen, was sie – wo sonst? – beim Lesen des *Sainc Testamaint* tun können. Eine Pionierleistung ist diese Übersetzung gewiss, ein romanischer Luther aber ist Bifrun, nach Ricarda Liver, nicht. Bifruns Sprache erreiche «bei weitem nicht die Prägnanz und Originalität der Sprache Luthers; die enge Anlehnung an den Ausgangstext des Erasmus und eine gewisse Pedanterie, die mit Bifruns juristischer Schulung zusammenhängen mag, beeinträchtigen oft die Natürlichkeit der Sprache».²

Zu wenig Originalliteratur?

Dass der bedeutendste Anfang rätoromanischen Schrifttums eine Übersetzung ist, mag verbreiteten Vorstellungen von nicht fremdbestimmten Pionierleistungen widersprechen. Für die romanische Tradition dagegen ist diese Fremdbestimmtheit typisch, vor allem die von religiös-moralischen Auseinandersetzungen geprägte Literatur der ersten Jahrhunderte bleibt von Übersetzungen

Die Bilderserie entstand in Vnà und Tschlin.

und Adaptationen anderssprachiger Texte abhängig. Es brauchte den Einfluss der Romantik, den Genie-Kult des 19. Jahrhunderts und die auf eine Stilisierung des «Eigenen» fixierte romanische Sprachbewegung, um den hohen Anteil an Übersetzungen als Problem erscheinen zu lassen. Einer der Ersten, die dies ansprechen, ist der Bündner Oberländer Arzt und Erzähler Giachen Michel Nay, der 1902 fragt, warum es nicht mehr «lavurs originalas» gebe, die Geschichte Graubündens und «unser Volk» böten genug Stoff.³

Im Jahre 1916 hält der Romanist Anton Vellemann einen Vortrag über die Bedeutung des Übersetzens für die romanische Sprachentwicklung. Er wisse, dass er mit dieser Meinung «viele» gegen sich habe, die es als Armutzeugnis für eine Sprache betrachten, wenn diese keine eigene Literatur hervorbringt.⁴ Die radikalsten Vertreter dieser Meinung sind Men Rauch und Peider Lansel, die Anfang der 1920er-Jahre für einen grösseren Anteil originaler literarischer Arbeit plädieren. 1923 lässt sich Peider Lansel zu einer krassen Übertreibung hinreissen:

«Üna lingua po comprobar seis dret d’existenza be tras üna litteratura originala.»⁵

«Eine Sprache kann ihr Existenzrecht nur durch eine eigenständige Literatur beweisen.»

Mit dem «Existenzrecht» einer Sprache wird Peider Lansel ihre politische Anerkennung meinen, davon abgesehen existieren Sprachen nämlich ganz einfach durch ihren Gebrauch, und der müsste in menschenwürdigen Gesellschaften eigentlich auch ohne weitere Leistungsnachweise möglich sein. Und doch erwärmt er das Herz des Literaten, indem er der Literatur die Erbringung eines solchen Nachweises zumutet, in krassem Gegensatz zu heutiger Sprachpflege, die die Literatur mit soziolinguistischen Konjunkturargumenten als quantité négligeable abgeschrieben hat. Ein weiteres Problem von Lansels Stellungnahme ist die fehlende Bestimmung des «Eigenständigen», der «litteratura originala».

Schöpfer und Wiederverwerter

Dass die Bestimmung des «Originalen» nicht einfach ist, lässt sich in einer satirischen Phantasmagorie von Reto Caratsch nachlesen. Als nächtlicher Wiedergänger steigt der Renaissance-Poet Simon Lemnius (ca. 1511–1550) vom Elysium herab, um seinem Bewunderer Gian Rudolf Mohr eine Lektion in Sachen Literatur zu erteilen. Im Paradies der toten Dichter herrsche Panik, sie fürchteten sich, weil die romanischen Institutionen

«immer neue Opfer für ihre schreckliche Übersetzungsindustrie» suchten, «i tscherchan adüna novas victimas per lur sgrischaivla industria da traducziuns». Solcher Spott beinhaltet eine Forderung nach «Originalen», gerade diese werden aber als Phantasmen dargestellt. Lemnius hat im Elysium gelernt, über sich zu lachen, er bezeichnet sich als Epigone und Flickwerkpoet, er sei «ün tapezier, ün decoratur, ün imiteder», «ein Tapezierer, ein Dekorateur, ein Imitator». Seine *Raeteis* sei ein Plagiat von Vergils *Aeneis*, er habe sich beim grossen Epiker fürs «Plündern», «splündragier», entschuldigt. Bei dieser Gelegenheit habe ihm Vergil zu seiner Überraschung eröffnet, er habe bei einem Dieb gestohlen, sie müssten zu Homer, von ihm stamme alles. Mit einem gütigen Lächeln hätte ihnen der Urvater des Epos dann gestanden, er sei ein «bescheidener Kompilator», die «Ilias» stamme von zwölf grossen Sängern, die ihm vorausgegangen seien. Zum Schluss versteht der Belehrt:

«[...] cha la litteratura mundiela es ün immens clearing house e cha tuot appartain a tuots ed ad üngün.»⁶

«[...]dass die Weltliteratur ein immenses Clearinghouse ist und dass alles allen und keinem gehört.»

Postmoderne Literaturtheorie hat für die Literatur als «clearing-house» feinere Begriffe gefunden, sie ist sich aber mit Reto Caratsch darin einig, dass die Vorstellung des «Originals» als eigenständige, unabhängige schöpferische Leistung der Relativierung bedarf. Neu ist in der Literatur (und nicht nur hier) allenfalls die Art der Wiederverwertung des Alten. Damit verliert auch die Figur des «Pioniers» an Glanz, er steht, so heisst es heute, «auf den Schultern von Riesen».⁷

^{1,2} Dazu und zur «Chianzun»: Cfr. R. Liver, «Rätoromanische Literatur in Graubünden im 16./17. Jahrhundert», in: Rusterholz, P. / Solbach, A. (edd.), «Schweizer Literaturgeschichte», Stuttgart, Weimar, J.B. Metzler, 2007




³ Cfr. G.M. Nay, «Pertgei e co duein nus cultivar il lungat romontsch», in: «Ovras I», Nies Tschespet nr. 6, Mustèr, 1926.

⁴ Cfr. A. Vellemann, «Davart la valur da traducziuns our da linguas estras per inrichir nossa litteratura ed imbellir nossa lingua» (1916). Auszugsweise veröffentlicht im Fögl d’Engiadina vom 18.11.1924.

⁵ Zitiert nach: A. Ganzoni, «Traducziun cunter original», Litteratura 6/2, 1983.


⁶ R. Caratsch, «La renaschentscha dals Patagons» (1949), in: «Ouvras», Zernez, Ediziun dal Chardun, 1983.

⁷ Erstbeleg bei Bernhard von Chartres 1124, neu in Umlauf gesetzt von Robert King Merton (1910–2003).



Physiotherapie MTZ GUT
Sport-Physiotherapie
Massagen
La Stone Therapie
Naturmoorpackungen
Kohlensäuremineralbäder
Wellness

Tel.: +41 (0)81 833 30 62
www.heilbad-stmoritz.ch



Souvenir.



Savonette A660.30347.16SBB Ø48mm

Jetzt in Ihrem Uhrenfachhandel
und an jedem grösseren
SBB Bahnhof erhältlich.

MONDAINE®
Official Swiss  Railways Watch

Mondaine Watch Ltd - T 043 344 48 33
swissmarket@mondaine.ch - **www.mondaine.com**

Mengia Spreiter-Gallin
Liebe und Leidenschaft
Familiensaga von Clara Koller-Marbach und dem St. Moritzer Hotelarchitekten Karl Koller



Wer bedenkt, dass ein knapp dreissigjähriger Architekt ein Projekt plant und ausführt von einer Dimension, wie es das Grand Hotel St. Moritz im Jahre 1903 darstellte, erahnt dessen Leidenschaft für Architektur und Gigantismus. 17 x 24 cm, 220 Seiten, 118 Fotos, gebunden. CHF 39.– / € 26.–
ISBN 978-3-907067-38-3

Luzius Gessler
Die Stumme
Sieben sagenhafte Erzählungen. Bewegende Schicksale geprägt von Rivalität, Liebe und Unerklärlichem. 15 x 23 cm, 144 Seiten, mit Illustrationen von Manette Fusenig. Gebunden, Schutzumschlag. CHF 27.– / € 18.–
ISBN 978-3-907067-39-0

Marcella Maier
Das grüne Seidentuch
Eine spannende Familiensaga. Der Bestseller aus dem Engadin. 15 x 23 cm, 224 Seiten, 18 Abb., gebunden, Schutzumschlag. CHF 29.50 / € 19.80
ISBN 978-3-907067-21-5

Constance Hotz
Vier Tage im März
Spannend, poetisch und unterhaltsam. Der erste Roman der deutschen Autorin mit Bezug zur Schweiz ist eine Entdeckung. 15 x 23 cm, 196 Seiten, gebunden, Schutzumschlag. ISBN 978-3-907067-35-2 CHF 29.50 / € 19.80

Max Weiss
Das grosse Buch vom Engadin
48 Panorama-Aufnahmen zum Teil doppelseitig (96 cm lang) der schönsten Gegend der Alpen 4. Auflage mit 14 neuen Fotografien Grossbildband 49 x 22.5 cm, gebunden, 96 Seiten ISBN 978-3-907067-37-6, CHF 98.– / € 64.–



Dieser Bildband ist Kult



MONTABELLA VERLAG
CH-7500 ST. MORITZ
www.montabella.ch
Fax 0041 (0)81 833 28 01